

ERIC BERG
Das Nebelhaus

Buch

Facebook hat es möglich gemacht. Viele Jahre, nachdem sich Timo, Philipp, Yasmin und Leonie aus den Augen verloren haben, sind sie sich im Internet wiederbegegnet. Zu Studienzeiten gehörten sie einer Aktivistengruppe an, die die Welt ein Stück besser machen wollte. Heute hat Philipp es als Architekt zu Wohlstand gebracht und lebt mit seiner Familie auf Hiddensee. Aus einer Laune heraus lädt er seine alten Freunde für ein verlängertes Wochenende zu sich ein, nicht ahnend, welche katastrophalen Folgen dieser Besuch haben wird.

Denn aus der Freude des Wiedersehens entwickelt sich ein Drama: In einer stürmischen Septembernacht kommt es zu einem schrecklichen Massaker. Drei Menschen werden erschossen, und eine weitere Frau – die man des Verbrechens beschuldigen wird – wird schwer verletzt und fällt ins Koma.

Zwei Jahre nach der »Blutnacht von Hiddensee«, deren Hintergründe nie vollständig aufgeklärt wurden, wird die Berliner Journalistin Doro Kagel auf den Fall aufmerksam und beginnt, die damaligen Geschehnisse neu aufzurollen, bis am Ende die schreckliche Wahrheit endlich ans Licht kommt ...

Autor

Eric Berg zählt seit vielen Jahren zu den erfolgreichsten deutschen Autor*innen. Seit seinem spektakulären Krimidebüt »Das Nebelhaus«, das es auf Anhieb auf die SPIEGEL-Bestsellerliste geschafft hat und fürs Fernsehen verfilmt wurde, hat der Erfolgsautor über eine Million Kriminalromane im deutschsprachigen Raum verkauft und seine Leser*innen und Kritiker*innen immer aufs Neue begeistert. Neben seinen Ostsee-Krimis hat er mit »Roter Sand« den Startschuss gegeben für seine neue Gran-Canaria-Reihe.

Von Eric Berg außerdem erschienen (Auswahl)

Das Küstengrab
Die Schattenbucht
Totendamm
Die Mörderinsel
Die Toten von Fehmarn
Roter Sand – Mord auf Gran Canaria

Besuchen Sie uns auch auf www.blanvalet.de.

ERIC BERG

Das Nebelhaus

Kriminalroman

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

18. Auflage
Copyright © 2013 by Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de, München, unter Verwendung
von Motiven von Plainpicture/Arcangel Images/Diane Kerpan und
Creativ Connect/Karin Huber
Redaktion: Angela Troni
wr · Herstellung: sam
Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38403-7

www.blanvalet.de

Für Ruth von Benda, Sandra Bräutigam,
Armin Weber, Katja Hille, Katarina Pollner und
Petra Miersch, mit denen mich seit vielen Jahren
die Freuden und Leiden des Schreibens verbinden.

*Warum die Hölle im Jenseits suchen?
Sie ist schon im Diesseits vorhanden,
im Herzen der Bösen.*

Jean-Jaques Rousseau

I

Drei Tote und ein Komapatient, das war die Bilanz der »Blutnacht von Hiddensee«, die die Ostseeinsel zwei Jahre zuvor erschüttert hatte. Die Meldung vom Amoklauf hatte es bis in die *Tagesschau* geschafft, kurz vorm Sport, außerdem hatte eine Boulevardzeitung in großer Aufmachung berichtet und den Begriff der Blutnacht geprägt. Schwarzweißfotos in Passbildmanier, die auf Seite eins ein Schattendasein zwischen balkenhaften Buchstaben fristeten. Auf Seite zwei dann Betroffenheit, Überlebende, Angehörige, Nachbarn im Schock. Ganz unten ein wenig Zorn: die Frage nach dem Warum und der Schuld. Wer hat geschlampt, versagt? Nach den Beerdigungen war es wieder still um die Morde geworden, vor allem deshalb, weil es nie zu einem Prozess gekommen war. Denn ausgerechnet der mutmaßliche Täter lag noch immer im Koma und mit ihm der Fall.

Anlässlich des Jahrestages der Tragödie wollte eine norddeutsche Regionalzeitung eine Doppelseite über den Amoklauf füllen. Natürlich riefen sie eine Expertin für solche Artikel an: Doro Kagel, mich.

Meine Finger huschten in geübter Manier über die Tastatur.

*Neuendorf auf Hiddensee vor zwei Jahren, am 2. September 2010:
Zwei Frauen und ein Mann treffen im Haus Nummer 37 ein.*

Zu Besuch kommen Yasmin Germinal (35), Gelegenheitsarbeitslose, Leonie Korn (38), Erzieherin, und Timo Stadtmüller (33), Autor. Sie folgten der Einladung des Architekten Philipp Lothringer (45) und seiner Frau Genoveva Nachtmann (43), ein verlängertes Wochenende von Freitag bis Montag bei ihnen und ihrer fünfjährigen Tochter Clarissa zu verbringen. Die in Kambodscha gebürtige Haushälterin, Frau Nian Nan (67), ging fast täglich in der Nummer 37 ein und aus. Wie sie waren auch ihr Mann Viseth und ihr Sohn Yim in die Ereignisse verwickelt, die in der Nacht vom 5. auf den 6. September stattfanden ...

Ich seufzte und löschte den Text. Das war bereits mein dritter, aber immer noch schlechter Anfang für den Artikel, denn diesmal hatte ich es geschafft, den Leser mit neun Namen auf elf Zeilen zu verwirren.

Auf der Suche nach einem neuen Anfang saß ich wie so oft inmitten meines Schlafzimmers, das auch mein Arbeitszimmer war, vor der Maschine, in deren großes Auge ich unentwegt starrte, nicht selten elf oder zwölf Stunden am Tag. Stunden, die ich damit zubachte, andere Artikel als diesen zu schreiben und doch irgendwie immer dieselben: Artikel über tödlich verlaufende U-Bahn-Schlägereien, Vergewaltigungen, Ehrenmorde, Prostituiertenmorde, Morde der Russenmafia, Berichte über den täglichen Wahnsinn, der in den Gerichtssälen der Hauptstadt und des weiteren Umlands angeschwemmt wurde wie ausgelaufenes Schweröl, das einem den Atem nahm.

Das Verbrechen ist mein Spezialgebiet, ich habe mich nicht darum gerissen, es hat sich einfach so ergeben. Das ist die eine Version. Die andere ist, dass der Tod meines elfjährigen Bruders Benny – ich war damals neun Jahre alt – etwas damit zu tun

hat. Er wurde von einem Mann mittleren Alters im Wald stranguliert und in einen Weiher geworfen, man fand ihn erst nach vier Tagen, den Mörder zwei Tage später.

Ganz ehrlich, ich weiß nicht, welche Version zutrifft. Tatsache ist: Ein Artikel von mir über junge Männer, die in einem Berliner Park ihre Kampfhunde gegeneinander aufhetzten und Wetten auf sie abschlossen, hat vor einigen Jahren bei einer Redakteurin für Begeisterung gesorgt und den Anfang gemacht. Ab da hat man mich immer öfter mit blutigen Themen beauftragt, haben mich immer mehr Zeitungen zu immer spektakuläreren Prozessen geschickt: häusliche Gewalt, Brandstiftung, Kindesentführung, gemeine Väter, rücksichtslose Jugendbanden ... Bis ich schließlich eines Tages die oberste Stufe in der Hierarchie der Strafprozessordnung erklommen hatte. Seither schreibe ich über Morde und Mörder. Einerseits ist es gut, dass mehr und mehr Zeitungen und Zeitschriften den Namen Doro Kagel mit einem bestimmten Thema verbinden, selbst wenn dieses Thema die größte menschliche Tragödie umfasst, nämlich die menschliche Unfähigkeit, mit dem Töten aufzuhören. Andererseits mischen sich bei diesem Thema – auch bei mir – Faszination mit Abscheu, wirkt Anziehung gegen Abstoßung, und an manchen Tagen hätte ich lieber über die Bundesgartenschau geschrieben als über die Abgründe der Seele.

Hiddensee ist das Friedlichste, was man sich vorstellen kann. Nur mit der Fähre erreichbar, umgeben vom Meer, von Heidekraut bewachsen und einem Wind anheimgegeben, der die schlechten Gedanken fortweht, so könnte man hoffen. Im Norden ragt ein hübscher Leuchtturm auf, im Süden existiert mit dem Vogelschutzgebiet, das nicht betreten werden darf, ein natürlicher Schatz.

Einen sanfteren Tourismus gibt es nirgends. Autoverkehr ist auf Hiddensee verboten, nur ein Bus, ein Lieferwagen und die Notdienste dürfen mit mehr als zwei Pferdestärken fahren. Eintausenddreihundert Menschen leben hier über vier Ortschaften verteilt.

Neuendorf im Süden liegt ein Stück abseits der drei anderen Dörfer. Es gibt dort keine Straßen, nur Wege, Pfade und Hausnummern. Die Nummer 37, ein relativ neuer und ungewöhnlicher, fast ganz aus Holz und Glas gefertigter Bau, nannten die einheimischen Inselbewohner schon vor den entsetzlichen Ereignissen des 5. Septembers 2010 das »Nebelhaus«.

Ein guter Anfang. Aber leider nur ein Anfang, zudem hatte ich fast eine Stunde dafür gebraucht. Dieser Amoklauf, der sich in Kürze zum zweiten Mal jähren würde, sperrte sich gegen mich, war nur scheinbar mein Thema. Eine Tat lebt erst durch den Täter – hier jedoch gab es keinen Täter, jedenfalls keinen, der in Handschellen vor einem Kammergericht stand, den der Staatsanwalt beschuldigte, der Verteidiger in Schutz nahm, Zeugen belasteten, die Angehörigen der Opfer beschimpften und Psychologen beurteilten. Es gab kein Für und Wider, kein Gutachten, keine Erklärung, keine Rechtfertigung oder Entschuldigung und auch kein Urteil – und schon gar kein Monster. Wer nicht entweder flüchtig oder lebendig gefangen und in einen Käfig eingesperrt war, der taugte nicht zum Monster, sondern nur zum Gespenst, und geriet in Vergessenheit. Ohne Monster gab es niemanden zum Draufzeigen. Tote sind extrem schlechte Monster, Komapatienten noch weit schlechtere.

Der Fall blieb rätselhaft und dunkel.

Ich blätterte in meinen Notizen und studierte das Recherche-

material auf der Suche nach Inspirationen. Noch einmal durchforstete ich die Polizeiberichte und Statements der Staatsanwaltschaft Stralsund, die es schafften, das Grauen in die schrecklichste Sprache der Welt zu packen: die Sprache der Behörden. Bemüht, sich unanfechtbar korrekt auszudrücken, schafften es die Beamten, sich weit von den Menschen zu entfernen. Ich suchte nach einer Stellungnahme der Überlebenden, fand jedoch keine. Offenbar hatten sie sich gegenüber der Presse nicht geäußert – möglicherweise eine Folge der Sensationsberichterstattung. Auch die Informationen zum vermuteten Tathergang und zu den Zeugen waren spärlich.

Ich leerte eine Tasse fast kalten Kaffees auf ex und legte die Mappe zur Seite. Schon seit Tagen wanderte die Blutnacht auf meinem Schreibtisch herum, kroch über die Stapel anstehender Arbeiten, über die Korrespondenz, Steuerunterlagen, Rechnungen, vorbei an einem Teller mit grünen Weintrauben und Zwetschgen, die den schweren Geruch des Spätsommers verströmten. Sie kroch über das Wohnzimmersofa und den Küchentisch bis auf die leere Seite meines Bettes und zurück auf den Schreibtisch. Der bestand aus einer Fülle von Anklagen, weil das Unerledigte dort immer das Erledigte überflügelte und mich am verwundbarsten Punkt traf: meinem schlechten Gewissen, nicht genug getan zu haben.

Einige Stunden zuvor hatte ich die Mappe nach langer Suche hinter dem Monitor hervorgefischt. Ich konnte mir nicht erklären, wie sie dorthin gekommen war. Der Bildschirm war am Rand mit bunten Haftnotizen beklebt, einer Korona aus Terminen, Telefonnummern und Gedankenstützen, und für gewöhnlich landete hinter dem Bildschirm nur Staub. Es war, als wollte diese Arbeit sich mir entziehen. Ständig fand ich

etwas Dringenderes zu tun, andere Artikel, andere Recherchen, so auch an diesem Nachmittag.

Ich zog einen Schnellhefter von einem Stapel, der aus Einsendungen von Journalismus-Schülern eines Anbieters von Fernkursen bestand und die Höhe einer dreibändigen Enzyklopädie erreicht hatte. Um mein dürftiges Honorar als freie Journalistin aufzubessern, hatte ich diesen kleinen Nebenjob als Fernlehrerin angenommen, ohne glücklich damit zu werden. Er kostete Zeit, die ich nicht hatte, verlangte Konzentration, die ich mir mühsam abrang, und brachte gerade so viel Geld ein, dass es für die monatliche Zahlung an Jonas reichte, meinen Sohn, der in Marburg studierte. Sein lachendes Gesicht überstrahlte meinen Schreibtisch, der von Bürden und Morden überquoll.

Zwei Stunden lang reduzierte ich den Stapel auf zwei Drittel seiner ursprünglichen Höhe, redigierte und bewertete Artikel der Journalismus-Schüler, die sich mit dem unaufhaltsamen Niedergang der Woll- und Strickläden, dem Verfall der Abwasserkanäle in deutschen Großstädten, einem Vergleich internationaler Biere, der wirtschaftlichen Bedeutung der Schwarzarbeit und dem Aufstieg Berlins als Modestadt beschäftigten. Sonst passierte so gut wie nichts in diesen zwei Stunden, außer dass sich die Schatten auf dem Schreibtisch verlängerten; Zacken und Punkte, die in Zeitlupe über Papiere schwebten. Drei Tassen Kaffee erkalteten nacheinander, bevor ich sie an die Lippen führte.

Um kurz vor sechs Uhr stieß ich versehentlich die Tasse um. Der Inhalt floss über die Unterlagen zur Blutnacht, tränkte sie mit kalter schwarzbrauner Flüssigkeit und hinterließ nach dem Abwischen auf fast jedem Blatt eine zweifarbige Landkarte mit starken Konturen im unteren Teil und inselhaften Tupfern im oberen. Gänzlich verschont geblieben war nur die Telefonliste

mit den Überlebenden der Blutnacht, den Verwandten und Lebenspartnern der Opfer, Hiddenseer Anwohnern, Zeugen, dem Krankenhaus, in dem die Komapatientin lag, sowie den Namen und Kontaktdaten von Psychologen, ermittelnden Polizeibeamten und Staatsanwälten.

Ich musste mich ans Werk machen. Es war achtzehn Uhr sieben, und in genau drei Wochen sollte der Artikel fertig auf dem Tisch des Chefredakteurs der Regionalzeitung liegen.

Ich holte mir einen neuen Pott heißen Kaffees aus der Küche, massierte mir kurz den Nacken, griff nach dem Handy und startete unschlüssig auf die Liste. Wen sollte ich zuerst anrufen? Einen der Überlebenden? Eine Angehörige?

Normalerweise begegnete ich den unmittelbar Betroffenen einer Straftat im Zuge des Gerichtsverfahrens. Das Terrain dort war einfacher, die Leute waren auf Fragen eingestellt, ja, sie freuten sich geradezu, gegen den Täter auszusagen und den Gerichtsreportern ihre Abscheu vor dem Monster in den Block zu diktieren.

Ich wählte eine der Nummern.

»Viseth Nan«, ertönte die hohe Stimme eines schon älteren Mannes.

»Guten Tag, Herr Nan. Mein Name ist Doro Kagel. Ich schreibe einen seriösen Artikel über das, was vor zwei Jahren auf Hiddensee passiert ist. Darin soll es auch um Ihre Frau gehen. Sie war, wenn ich richtig informiert bin, die Haushälterin oder Reinemachefrau im Haus des Ehepaares Lothringer und Nachtmann, stimmt das?«

Keine Reaktion. Atmen.

»Sind Sie noch dran, Herr Nan?«

Keine Reaktion. Atmen.

Natürlich hatte ich schon mal von jenen Spinnern gehört, die einen anriefen und durch bloßes Atmen verängstigten. Dass auch Angerufene dieses Verhalten an den Tag legten, war mir neu.

»Ich kann mir vorstellen, dass es Ihnen schwerfällt, über die schrecklichen Ereignisse zu sprechen, von denen ja auch Sie betroffen waren. Ich kann Ihnen versichern, dass ich nur das über Ihre Frau schreiben werde, was Sie ausdrücklich genehmigen.«

Wieder nur Atmen.

»Würden Sie mir einige wenige Fragen gestatten?«

Ein Knacken in der Leitung. Herr Nan hatte aufgelegt.

Journalisten sind wie Taxifahrer, sie wundern sich über gar nichts mehr. Daher hakte ich das Gespräch, das keines war, unter Skurrilitäten ab. Trotzdem: ein motivierender Beginn sah anders aus. Es war Viertel nach sechs, mein Rücken schmerzte, und die Augusthitze, die nicht weichen wollte und meine Wohnung wie eine feuchte Blase umfing, ließ mein Kleid an meinem Körper kleben wie eine zweite, eine synthetische Haut. Ich kam mir vor wie in Frischhaltefolie gewickelt. Fruchtfliegen stiegen von dem Obstteller auf, schwirrten um meine Haare herum. Ich sehnte mich nach Nacktheit, nach einer kalten Dusche. Auf einem der oberen Balkone des Altbaus, in dem ich wohnte, fanden sich Freunde zusammen, um zu grillen und zu feiern. So sollte ein Sommertag ausklingen, mit frisch gewaschenen, duftenden Haaren, einem kurzen, nackten Räkeln auf dem Bett, mit einem leichten Kleid, einem eiskalten Getränk, mit Lachen.

Doch ich war unfähig, dieses natürliche Verlangen länger als einige Sekunden zuzulassen. Der Schreibtisch war stärker. Seine magische Anziehungskraft fing mich immer wieder ein,

beschleunigte mich, gab mir das gute Gefühl von Erfolg, ebenso davon, Hindernisse zu überwinden und böse Dinge wie Arbeit zu vernichten. Die Geschwindigkeit, mit der ich Aufgaben erledigte, berauschte mich. Entfernte ich mich zu lange vom Schreibtisch, fühlte ich mich seltsam nutzlos und verloren, da ich wusste, dass er sich während meiner Abwesenheit mit unerledigten Aufgaben, will heißen mit Anklagen, füllte.

Natürlich gab es auch Dinge jenseits der Arbeit – Einkäufe, Geburtstage, Telefonate mit Freunden, gelegentliche Treffen, Besuche bei Verwandten, Einladungen, Kinobesuche –, aber ich konnte sie immer seltener und kürzer genießen. Mein Kosmos verengte sich von Monat zu Monat, und übrig blieben die Texte, die Wörter, die Mörder, die Maschine, das große, verlangende Auge, in das ich schrieb.

Ich wählte erneut. Vielleicht hatte ich bei dem Sohn mehr Glück als bei dem Witwer.

»Nan.«

»Guten Tag, mein Name ist Doro Kagel. Ich hätte gerne Herrn Yim Nan gesprochen.«

»Am Apparat. Was kann ich für Sie tun, Frau Kagel?« Yim hatte eine sehr klare, milde und geduldige Stimme.

Sie schien mir aus einer anderen Welt zu kommen, zu der ich seit einigen Jahren keinen Zutritt mehr hatte, der Welt des Wohlbehagens. Der Klang dieser Stimme schien zu sagen: Und woher kommst du?

»Ich schreibe einen Zeitungsartikel über die Ereignisse von Hiddensee, die sich in Kürze zum zweiten Mal jähren, und hätte da ein paar Fragen. Wie Sie sich denken können, geht es dabei hauptsächlich um Ihre Mutter. Ich möchte dem Leser ein bisschen über Ihre Mutter erzählen, über sie als Mensch. Ich

wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Auskunft geben würden. Es wird auch nicht lange dauern.«

»Das sollte es aber, meinen Sie nicht?«

Ich zögerte, bevor ich antwortete: »Natürlich, Sie haben recht.« Innerhalb einer Sekunde gingen mir mehrere Filme durch den Kopf, in denen langmütige asiatische Lehrer ihren zumeist amerikanischen Kampfsportschülern als erste Lektion die Wichtigkeit von Ruhe und Konzentration, Bescheidenheit und Selbstreflexion beibrachten.

»Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Hätten Sie Zeit für mich?«

Nach weiteren schweigend verstrichenen Sekunden sagte Yim: »Ich will ehrlich sein. Eigentlich möchte ich Ihre Fragen nicht beantworten. Niemandes Fragen.«

»Ich will auch ehrlich zu Ihnen sein. Mir würde es an Ihrer Stelle nicht anders gehen. Aber ... Sehen Sie, es werden mehrere Artikel in den verschiedensten Zeitungen erscheinen, darunter auch meiner, so oder so, und ich möchte, dass Sie mitbestimmen, was darin stehen wird. Darum meine Anfrage.«

Diesmal ließ Yim sich noch mehr Zeit mit der Antwort. »Einverstanden. Aber es ist gerade ungünstig.«

»Ich verstehe. Wann soll ich Sie anrufen?«

»Gar nicht.«

»Ich verstehe«, sagte ich erneut, doch diesmal war es gelogen. »Ich gebe Ihnen meine Nummer.«

»Mir wäre es lieber, wir würden uns treffen. Ich kann über die Dinge, die Sie mich vermutlich fragen werden, nicht am Telefon reden.«

Ich hätte mich freuen sollen. Einem guten Journalisten ist eine persönliche Begegnung mit einem Interviewpartner alle-

mal lieber, weil man den Befragten leichter dazu bringen kann, aus sich herauszugehen. Für mich bedeutete der Vorschlag jedoch eine zusätzliche zeitliche Belastung, dabei wollte ich diesen Artikel so schnell wie möglich geschrieben und abgegeben haben. So viel anderes wartete auf mich.

»Sie müssten schon nach Berlin kommen, wenn Sie mit mir reden wollen«, sagte Yim.

»Ich wohne ebenfalls in Berlin.«

»Dann ist es ja kein Problem.«

»Nein, kein Problem«, sagte ich und rieb mir die Stirn. »Passt es Ihnen noch heute Abend?«

Erneut ließ er sich Zeit. »Einverstanden. Handjerystraße einhundertsechzehn. Das Restaurant heißt *Sok sebai te*. Kambodschanische Küche. Um einundzwanzig Uhr?«

»Geht es nicht früher?«

»Leider nicht.«

»Gut, dann ... Einundzwanzig Uhr ist mir recht.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, sah ich auf die Uhr. Mir blieben zweieinhalb Stunden; wenn ich eine schnelle Dusche, einen Garderobenwechsel und die Fahrzeit einrechnete, noch eineinhalb Stunden. Ich griff mir die oberste von geschätzten zwanzig Mappen der Fernkurs-Einsendungen, las einen Artikel mit dem Titel »Die Energiesparlampen-Lüge« und trank, während ich den Text korrigierte, einen Pott kalten Kaffees.

Zwei Jahre zuvor, September 2010

Pistole, Schmerzmittel, Streichhölzer, Lexotanil. Zum wiederholten Mal an diesem Morgen kontrollierte Leonie, ob sie am vorigen Tag alles in die Handtasche gepackt hatte. Am liebsten wäre sie an ihrem Küchentisch sitzen geblieben, weshalb sie bis zur allerletzten Minute vor der Abfahrt nach Hiddensee an den Ritualen des Alltags festhielt.

Sie schnalzte ein paarmal mit der Zunge. Oft verbrachte sie eine ganze Stunde damit, die Nachbarskatzen zu rufen, und hatte sie Erfolg, standen einige Schalen voller Leckereien bereit. Leonie hatte ihnen Namen gegeben, da sie die richtigen Namen der Tiere nicht kannte. Sie unterschied zwischen Stammgästen und Gelegenheitsbesuchern, entsprechend verteilte sie ihre Fürsorge. Es kam vor, dass keine Katze erschien – es mochte dann am Wetter liegen oder an etwas, das Leonie nicht verstand.

So war es auch am Morgen der Abreise. Leonie schloss die Terrassentür mit einem Knall, sammelte die Schälchen ein und warf sie in die Spüle. Sie ließ einen Strahl Warmwasser darüberlaufen und kümmerte sich dann nicht mehr darum.

Plötzlich fiel ihr etwas ein, und sie ging zu ihrer Handtasche. Pistole, Schmerzmittel, Streichhölzer, Lexotanil. Gut!

Der große Zeiger der Küchenuhr näherte sich der vollen Stunde. Noch zehn Minuten, sagte sie sich. Am Küchentisch trank sie einen letzten Schluck Kamillentee. Gedankenversunken griff sie zum Handy, drückte die Kurzwahltaste 1 und sprach Steffen eine Nachricht aufs Band.

»Schade, dass ich dich nicht erreiche, vielleicht schläfst du noch. Also, ich fahre jetzt los. Eigentlich habe ich gar keine Lust. Ich weiß nicht, warum ich die Einladung angenommen habe, aber nun ist es zu spät. Am Dienstag bin ich wieder da. Ich freue mich auf dich und werde die ganze Zeit über an dich denken. Du kannst mich jederzeit anrufen, ja? Bis dann.«

Sie hatte auf Punkt und Komma genau die Wahrheit gesagt, bis auf einen Halbsatz: Sie wusste sehr wohl, warum sie die Einladung angenommen hatte.

Ihr Blick glitt über das Wachstuch mit dem Erdbeermuster und verharrte schließlich an dem einzigen Foto, das sie aus jener Zeit noch hatte, den Tagen mit Timo, Yasmin und Philipp. Genau genommen war es kein Foto mehr, sondern es waren nur noch Schnipsel eines Fotos, die sie in einem Schuhkarton gefunden und notdürftig zusammengesetzt hatte. Philipps Beine fehlten, aber die waren Leonie sowieso schnurz. Mit dem Finger berührte sie Timo. Sein lachendes Gesicht ließ Leonie ihre Nervosität für ein paar Sekunden vergessen.

Kurz darauf ertönte die Türklingel.

»Oh, Mama. Du bist es. Ich bin auf dem Sprung. Hättest du nicht anrufen können?«

»Das habe ich, Liebes.« Ihre Stimme war warm, brüchig und sorgenvoll, die typische Mutterstimme einer sechsendsechzigjährigen, ergrauten Frau. »Aber du nimmst nicht ab und rufst auch nicht zurück. Was ist denn los?«

»Muss denn immer gleich etwas sein, wenn ich mal nicht zurückrufe? Ich bin siebenunddreißig Jahre alt und springe nicht mehr, wenn du ›Hüpf‹ rufst. Außerdem habe ich gerade wirklich viel zu tun. Ich fahre nämlich weg.«

»Weg?«

»Ja, nach Hiddensee.«

»Hiddensee?«

»Ich bleibe vier Tage.«

»Vier?«

»Was bist du, ein Kakadu? Wiederhole nicht alles, was ich sage.«

»Entschuldige, Liebes. Ich bin nur ...«

Der Blick von Leonies Mutter glitt über die Wohnungseinrichtung, so als suche sie nach weiteren Indizien für die plötzliche Anwandlung ihrer Tochter. Doch es hatte sich nichts verändert: Ikea-Möbel in gedeckten Farben, die Wände betupft mit einem Dutzend Stillleben, und auf allen Türen, allen Küchenschränken klebten gelbe Smileys, die ihr seltsamerweise immer ein bisschen Angst einjagten. Alles wie gehabt. Das Gleiche galt für Leonie. Sie trug ihre üblichen weiten Schlabberhosen und -blusen, unter denen sie ihre mollige Figur verbarg.

»Verstehe mich bitte nicht falsch. Hiddensee im September ist sicherlich herrlich, und ich freue mich, dass du einen Kurzurlaub machst, aber ... Als ich gestern im Kindergarten angerufen habe ...«

»Wieso hast du das getan?«, brauste Leonie auf.

»Weil du nicht erreichbar warst. Jedenfalls hat man mir gesagt, dass du seit einer Woche nicht mehr dort arbeitest. Es hätte einen Vorfall gegeben ...«

»Das stimmt nicht. Ich arbeite noch dort. Es war nur ein

Missverständnis. So, und jetzt entschuldige mich bitte. Du weißt, dass es mir gut geht, und damit hat sich's für heute.«

»Fährst du mit Steffen? Ich habe ihn schon ewig nicht mehr gesehen. Kommt doch mal zum Essen vorbei. Ich würde ...«

Leonie schob ihre Mutter mit sanfter Entschlossenheit zur Haustür. »Nein, ich fahre nicht mit Steffen. Philipp hat mich eingeladen. Timo kommt auch. Ich hole ihn und Yasmin in Berlin ab, dann fahren wir zur Ostsee.«

»Philipp? Timo? Yasmin? Sind die von dieser komischen Gruppe, mit der du damals rumgezogen bist?«

»Ja, genau die. Wir sind aber nicht nur rumgezogen. Clowns ziehen rum, wir haben Ernst gemacht.«

»Und dieser Timo kommt auch? Hältst du das für eine gute Idee? Immerhin warst du damals ...«

»Das war vor fünfzehn Jahren, Mama. Ich bin jetzt seit zwei Jahren glücklich mit Steffen zusammen.«

»Leonie, versprich mir, dass du mich anrufst, wenn es Schwierigkeiten gibt. Egal um welche Uhrzeit. Versprich mir, dass du sofort wieder abreist, wenn ...«

»Ich verspreche alles, was du willst, wenn du mich jetzt mit deinem Geschnatter verschonst. Bis nächste Woche also. Ich rufe an, wenn ich zurück bin.«

Fünf Minuten später – sie war bereits um die erste Kurve gefahren – hielt sie am Straßenrand an und griff hektisch nach der Handtasche, die auf dem Beifahrersitz lag.

Pistole, Schmerzmittel, Streichhölzer, Lexotanil.

Facebook hatte es möglich gemacht. Drei Wochen vor der Fahrt nach Hiddensee, an einem verregneten Sommertag, war Timo auf die Idee gekommen, ein bisschen im Langzeitgedächtnis zu

kramen, um seine Laune zu heben. Er hatte einige längst vergessene Namen hervorgeholt, sie eingetippt und in Nullkommanichts erfahren, was aus den Menschen dahinter geworden war. Philipp arbeitete als Architekt, Leonie als Kindergärtnerin. Timo selbst war Autor. Philipp war total begeistert davon, dass Timo ihn »gefunden« hatte, weshalb er ihn und Leonie nach ein paar Tagen des Hin-und-Her-Chattens in sein Haus auf Hiddensee einlud. Noch vor fünfzehn Jahren, als sie eine Clique der besonderen Art gebildet hatten, wäre das Wiederauffinden Verschollener ein zeitraubendes, mühsames Unterfangen gewesen, und spontane Treffen waren fast unmöglich.

Yasmin gehörte ebenfalls zu der Ex-Clique, war aber weder Mitglied bei Facebook noch bei anderen Plattformen. Philipp und Leonie ließen im Chat durchblicken, dass sie auf Yasmin verzichten konnten, aber Timo blieb dran. Er fand, dass das Treffen nur halb so reizvoll sei, wenn einer von ihnen fehlte, und behauptete, dass ihn die Frage, was aus Yasmin geworden sei, beschäftigte wie ein Name, der einem partout nicht einfallen will, auch wenn er im Grunde keine große Bedeutung hat. Also recherchierte er aufwendig, bemühte alte Kontakte und fragte sich durch.

Am Tag vor der geplanten Abfahrt nach Hiddensee hatte er Yasmin noch immer nicht aufgespürt und war deswegen ein bisschen traurig. Sein Gerechtigkeitsempfinden war gestört. Nur weil Yasmin nicht im Internet aktiv war, sollte sie ausgeschlossen bleiben – dabei verdankten sie es letztlich ihr, dass sie sich damals überhaupt kennengelernt hatten. Am Vorabend kam dann doch noch der entscheidende Hinweis.

Timo machte sich sofort auf den Weg und fand Yasmin auf einer Decke unweit des KaDeWe, umgeben von gleichaltri-

gen und jüngeren Frauen und Männern mit bunten Haaren und schläfrigen Hunden. Yasmin stach aus der Gruppe heraus, indem sie die anderen lebhaft unterhielt. Das hatte sie immer schon gerne getan: reden – und dabei wild gestikulieren wie eine Komödiantin.

Timo hatte bei ihrem Anblick gelächelt wie über ein nach Jahrzehnten wiedergefundenes Souvenir, und ihr erst einmal zwei Minuten aus der Ferne zugesehen, bis er sie angesprochen hatte.

»Abgefahren«, sagte Yasmin, kaum dass sie in Leonies Auto die Stadtgrenze passiert hatten. Leonie hatte Yasmin und Timo abgeholt. »Das ist so was von abgefahren. Ich kann's noch immer nicht glauben, dass ich mit euch hier sitze. Versteht ihr? Mit *euch*. Ich hätte nie gedacht, euch in diesem Leben noch mal wiederzusehen. Wir hätten uns nicht aus den Augen verlieren dürfen. Wie so etwas immer kommt? Freundschaften kann man gar nicht genug haben. Die Philosophen behaupten, dass alles, was man braucht, in einen Koffer passen sollte, das sei gut für die Seele. In Freundschaften hingegen soll man tüchtig investieren. Aber das ist leichter gesagt als getan, oder? Dass wir alle vier es nicht geschafft haben, den Kontakt zu halten – unglaublich. Das darf nicht noch einmal passieren. Ich gelobe hiermit, achtsam zu sein. Oh Mann, ich ...«

Yasmin schossen die Tränen in die Augen, die sie verschämt wegwischte.

»Danke, Timo, das hast du echt toll hingekriegt. Und wie hartnäckig du nach mir gesucht hast ...« Sie beugte sich vom Beifahrersitz zum Rücksitz und nahm Timo in die Arme.

Der war so gerührt von der Anerkennung, dass er rot wurde.

»Yasmin, pass doch auf«, sagte Leonie. »Ich komme ja gar nicht mehr an die Gangschaltung.«

»Du fährst doch sowieso die ganze Zeit im Fünften«, erwiderte Yasmin, fand ihre Bemerkung aber sogleich zu patzig und streichelte Leonies Wange. »Danke, dass du uns abgeholt hast. Du hast die ganze Fahrerei am Hals. Seit wie vielen Stunden bist du jetzt schon unterwegs? Sieben? Mann, echt tapfer. Ich habe gar keinen Führerschein, komme fast nie aus Berlin raus. Im Sommer fahren die Group und ich manchmal mit der S-Bahn ins Umland, Richtung Strausberg und so, campen an einem Waldsee. Dort machen wir dann Musik für die Kormorane.«

»Group?«, fragte Leonie hörbar ohne brennendes Interesse.

»Die Group, das sind Kila, Yogi, Sokrates, Kimmi, Leila, Surinam und Jonny. Jonny ist mein Freund, also ich meine, wir sind ein Paar, Männlein und Weiblein und so. Surinam und Kila spielen Panflöte, Sokrates Gitarre, Leila und Kimmi singen. Ich habe die Rassel, ich kann sonst nix. Yogi macht nicht mit, aber sie kann Reiki. Das will ich unbedingt lernen. Wir haben alle Jobs, na ja, mehr oder weniger. Nicht dass ihr denkt, ich bin obdachlos oder so, ich arbeite vormittags in einem Esoterikladen, aber nachmittags wird gequatscht. Dann ist Kreativität angesagt, Musik machen in Fußgängerzonen und natürlich malen. Timo hat die Group kennengelernt.«

Timo, der hinten saß, erinnerte sich an die Begegnung – vor allem an die Hunde, die in ihrer bedingungslosen Anhänglichkeit glücklich und traurig zugleich gewirkt hatten. Von der Group waren ihm hauptsächlich die exotischen Piercings in Erinnerung geblieben – wo die kleinen Dinger überall hineingesteckt werden konnten, war unglaublich.

Unvergesslich waren ihm auch die riesigen Kreidebilder von fantastischen Landschaften, die Yasmin und Jonny gemeinsam auf das Pflaster malten. Die Bilder waren eine optische Mischung aus Caspar David Friedrich und der Explosion einer Tüte Bonbons. Daneben thronte ein goldfarbener Buddha von der Größe eines Gartenzwerges und sah in seiner lächelnden, unendlichen Güte aus wie ein benebelter Trunkenbold. Dreiviertel am Tag vertrieb das Ordnungsamt ihn zusammen mit der ganzen Group.

So ungewohnt es für Timo gewesen war, zwischen Panflöte spielenden, gepiercten Jungs und Mädels in Military-Klamotten zu sitzen – er hatte sich erstaunlich wohlgefühlt. Die Leute, deren Namen so exotisch waren wie ihre Frisuren, hatten ihn mit einer Selbstverständlichkeit auf ihre Decken eingeladen, zu der kein Mensch mit Haustür imstande wäre. Als sie gehört hatten, dass er Autor war, fragten sie ihm Löcher in den Bauch, was er sehr genoss. Er hatte nur selten Gelegenheit, über seine Bücher zu sprechen, denn sie verkauften sich nicht so, wie er es sich wünschte, und das war ein schlechtes, bohrendes Gefühl in der Magengrube. Yasmin und ihre Freunde scherten sich jedoch nicht um Zahlen, sie feierten ihn eine halbe Stunde lang wie ein vom Montmartre herabgestiegenes Mitglied der Bohème. Das war eine verdammt wohltuende Schnellkur gegen Zweifel und zugleich eine Vitaminspritze gegen den Mangel an Selbstvertrauen.

Aber nicht nur deshalb war er gleich mit Yasmin warm geworden. Sie war eine amüsante Mischung, so als bestünde sie aus drei Frauen. Sie trug die Frisur eines Punks, die Kleidung eines Marlboro-Girls und den Schmuck einer Wahrsagerin, was ihn als Autor, der gerne auf originelle Menschen traf,

völlig faszinierte. Außerdem war sie ein »lieber Kerl«, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Sie hatte ihm erzählt, dass sie noch nicht einmal Stechmücken erschlug, das sei nämlich schlecht fürs Karma – und für das nächste Leben sowieso.

Plötzlich ließ Yasmin das Seitenfenster herunter, streckte den Kopf bei voller Fahrt ins Freie, reckte die Faust und rief: »Zieht euch warm an, ihr Hiddenseer. Die Grüne Zora kommt.«

Leonie suchte über den Innenspiegel Blickkontakt mit Timo. Aber Timo lächelte über Yasmins Verrücktheit, und kurz darauf lächelte auch Leonie.

Yasmin lachte. Sie hatte die rauchig-raue Stimme einer Soulsängerin, brachte aber keine zwei Töne hintereinander zusammen, ohne dass die sich gerieben hätten. Irgendwie hörte sie sich immer heiser an.

»Haha. Erinnert ihr euch noch?«, rief Yasmin. »Grüne Zora. So haben wir uns damals genannt.«

»Wenn ich mich recht erinnere, hast *du* uns so genannt«, erwiderte Leonie.

»Scheiße, ist das lange her.«

»Allerdings«, bestätigte Leonie. »Bist du immer noch eine Demo-Queen, so wie früher?«

»Wenn's drauf ankommt, schon. Aber es gibt noch mehr zwischen Himmel und Erde als Demos gegen Ungerechtigkeit. Ich kloppe mich nicht mehr. Ich bin Buddhistin geworden.«

Wieder suchte Leonie über den Rückspiegel den Kontakt zu Timo, aber diesmal wich er ihrem Blick aus.

Eine Weile sagte keiner etwas. Auch Yasmin, die seit der Abfahrt ohne Unterlass gequasselt hatte, blieb überraschend lange stumm. Dann sagte sie: »Mir ist ein bisschen übel. Bei

hohen Geschwindigkeiten passiert mir das immer, ist 'ne Art Kinderkrankheit. Mein Vater hatte einen Porsche und ... Kannst du bitte ein bisschen langsamer fahren, Leonie?»

»Wir müssen die Fähre nach Hiddensee bekommen.«

»Zufällig weiß ich, dass die letzte Fähre erst in drei Stunden abfährt. Hat mir ein Kumpel gesteckt.«

»Wir müssen ja nicht unbedingt die *allerletzte* Fähre nehmen. Mein Wagen ist ein Geschoss, ich habe lange darauf gespart.«

»Geschosse sind fürs Einschlagen gemacht.«

»Entspann dich.«

»Scheiße.«

»Ich habe alles im Griff.«

»Ich glaube, das waren die letzten Worte von James Dean.«

»Du riechst ein bisschen nach Whisky«, sagte Philipp, als sie am Anlegesteg auf die sich nähernde Fähre warteten.

»Und du nach billigem Rasierwasser«, erwiderte Vev. »So stinken wir also um die Wette.«

Seine Frau warf ihm ein Lächeln zu, das er auffing und ein bisschen widerstrebend zurückwarf. Solche kurzen, schwach giftigen Wortscharmützel lieferten sie sich oft, ohne dass es ihrer Beziehung schadete. Er hätte auch darauf verzichten können, aber er nahm Vevs gelegentlichen Sarkasmus in Kauf, denn ein einziger Blick auf sie machte ihn sofort stolz. Vev sah immer elegant aus, auch in einer alten Jeans mit einem ausgebeulten Pulli, und im kleinen Schwarzen sowieso. Sie war die dunkle Version einer gereiften Brigitte Bardot.

Philipp nahm Vev in den Arm. »Meine Frau sieht heute toll aus.«

Vev blickte sich um. »Ehrlich? Oh Gott, wo ist sie denn?«

Philipp lachte und legte den Arm um Vevs schmale Schultern. »Ganz nah«, sagte er.

»Die perfekte Architektengattin«, sagte sie mit so leiser Ironie in der Stimme, dass Philipp es überhörte. Dann vergewisserte sie sich, dass ihre kleine Tochter Clarissa nicht allzu weit entfernt spielte.

»Sag mal, hat Frau Nan die Gästezimmer hergerichtet?«, fragte Philipp.

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Du hast es nicht kontrolliert?«

»Das hier ist Hiddensee, nicht Alcatraz. Wenn sie heute Morgen nicht fertig geworden ist, macht sie es nachher, während wir Kuchen essen. Oder ich packe schnell mit an.«

»Hast du ihr gesagt, dass sie heute Abend zum Kochen vorbeikommen soll?«

»Du meinst zusätzlich zu den sieben Mal, die du es ihr gesagt hast?«

»Ich will einen guten Eindruck machen. Wenn Leute einen nach so langer Zeit besuchen ...«

»... möchte man zeigen, dass man sich eine Köchin leisten kann.«

»So habe ich es nicht gemeint.«

»Bist du dir in diesem Punkt ganz sicher?« Sie wandte sich ab und prüfte ein weiteres Mal, dass es Clarissa gutging.

Die Fähre kam näher und begann mit dem Anlegemanöver, das noch einige Minuten in Anspruch nehmen sollte. Am Bug standen zwei Frauen und ein Mann, die ihnen zuwinkten. Philipp und Vev winkten verhalten zurück. Es war ein strahlend schöner Tag, fast wolkenlos und dennoch nicht zu warm, weil eine leichte Meerbrise kühle Luft brachte.

»Wer ist denn die mit den bunten Haaren?«, fragte Vev. »Die sieht ja lustig aus, als hätte sie ein Hundertwasserhaus auf dem Kopf. So etwas mag ich. Mit der könnte ich mich verstehen.«

Philipp warf ihr einen leicht befremdeten Blick zu. »Die habe ich nicht eingeladen.«

»Wie heißt sie?«

»Yasmin. Sie hätte schon damals ein hübsches Mädchen sein können, aber sie hat nie etwas von Schönheit gehalten und sich immer irgendwie verunstaltet: bunte Haare, Piercings, die unmöglichsten Klamotten, die ihr überhaupt nicht standen ... Neben ihr, die brave Mollige, das ist Leonie. Und der kleine Dünne heißt Timo.«

»So klein ist er nun auch wieder nicht. Sag mal, die drei passen irgendwie gar nicht zu deinen anderen Freunden.«

»Eigentlich waren Timo, Yasmin, Leonie und ich auch keine richtigen Freunde.«

»Sehr gut. Die Freunde von dir, die ich bisher kennengelernt habe, mag ich nämlich nicht besonders.«

»Das hast du mir nie gesagt.«

»Wozu sich über etwas beklagen, das man sowieso nicht ändern kann? Deine Freunde sind nun mal langweilig, da kann man nichts machen, es gibt Schlimmeres. Übrigens sehen sie alle aus wie gealterte Tennislehrer. Vielleicht sind deine Eigentlich-Nicht-Freunde ja unterhaltsamer. Ich hab dich neulich schon mal gefragt, aber da bist du mir ausgewichen. Nun sag schon, woher kennt ihr euch?«

»Ach, wir haben ein paar blöde Sachen gemacht.«

Vev wartete kurz, dann sagte sie: »Könntest du das bitte ein bisschen knapper und allgemeiner schildern?«

Er schmunzelte. »Tut mir leid. Es ist nur so ... so ... Es klingt bescheuert. Aber damals ... Wir sind zum Beispiel in eine Nerzfarm eingebrochen und haben die Tiere befreit.«

»*Du* bist in eine ...?« Sie lachte. »Philipp Lothringer, der Retter von tausend Nerzen und Schrecken aller Millionärgattinnen. Unfassbar.«

»Wir haben auch Hühner aus Käfigen geholt, Transparente über das Waldsterben an Industrieschornsteinen entrollt, Fabrikmauern mit Öko-Parolen besprüht, waren auf etlichen Demos ...«

Philipp fand in seinem Gedächtnis Bilder aus einem scheinbar anderen Universum, dem der Jugend: eine schnurgerade Bahnschiene, die aus dem Morgengrauen zu kommen scheint, Dunst weht über den Damm, die Frühlänge kriecht durch den Anorak, und tausend Vögel verteidigen ihr Revier mit Liedern. Er und die anderen, an die Schienen gekettet, beginnen zu singen und blicken unentwegt in die Richtung, aus der der Zug mit dem letalen Material herankriechen soll. Doch alles, was erscheint, ist ein Feldhase, der erst in das Dickicht flüchtet, als eine Hundertschaft eintrifft. Hundert Knüppel gegen acht gefesselte Hände. Yasmin zappelt wie eine Irre, schreit »Scheißbullen!«. Sie hat die härtesten Ketten besorgt, die sie finden konnte, und triumphiert, als herkömmliche Werkzeuge versagen.

Plötzlich ist das Zischen eines Schneidbrenners zu hören, und eine kleine blaue Flamme durchsticht den Morgendunst. Ein Polizist, eingehüllt wie ein schwarz uniformierter Astronaut, macht sich daran, Philipps stählerne Fessel zu durchtrennen. Kaum hat er damit angefangen, tritt Yasmin ihm – ob absichtlich oder aus Versehen, das sollte später Gegenstand eines

Gerichtsverfahrens wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt sein – gegen das Bein, er strauchelt, und die Flamme rutscht einmal quer über Philipps Handgelenk.

Philipp befühlte die dünnen, kaum noch sichtbaren Narben, und ein Zucken lief ihm übers Gesicht, als wäre der brennende Schmerz zurückgekehrt. Doch Verursacher war weder die Narbe noch die verbrannte Hand, sondern der Gedanke, der ihn damals mit einer ihm unbekannten Heftigkeit durchzuckt hatte: scheiß Yasmin.

»Wie lange habt ihr eure Streiche gespielt?«, fragte Vev.

»Etwas mehr als zwei Jahre. Ich war damals kurz davor, mein Studium abzubrechen und mich ganz der Protestbewegung zu verschreiben.«

»Der Protestbewegung gegen was?«

»Irgendwie gegen alles. Mitte der Neunziger hatte ich das Gefühl – wir alle hatten es –, dass sich die Welt nur noch um Ausbeutung dreht. Du weißt schon, Durchmarsch des Neoliberalismus, Umweltverschmutzung, ungerechte Verteilung der irdischen Güter, Armut und so weiter. Ich war siebenundzwanzig und wollte etwas tun, das ... Ich weiß nicht, irgendetwas, das die Welt besser macht. Yasmin und Timo ist es wohl genauso gegangen. Yasmin war die engagierteste von uns, sie hat uns nicht zur Ruhe kommen lassen, hatte eine verrückte Idee nach der anderen. Ich war der Älteste und der Planer, Timo war der Jüngste und Mutigste. Er ist als Erster durch die Fenster gestiegen oder die Schornsteine aufgeklettert – ein echter Draufgänger. Was Leonie angeht ... Ich habe nie ganz verstanden, warum sie sich uns angeschlossen hat. Sie hat bei allem ohne Murren mitgemacht, aber ... Ich fand trotzdem, dass es bei ihr nur aufgesetzt war. Sie war irgendwie seltsam.«

»Warum seid ihr auseinandergegangen?«

»Wie das so ist im Leben. Ich habe mein Architekturstudium abgeschlossen und sofort einen tollen Job in Rostock bekommen. Timo hat zur gleichen Zeit ein Auslandssemester eingelegt. Was mit den anderen war, weiß ich nicht. Wir haben uns einfach so aus den Augen verloren, ohne besonderen Grund.«

Nach einem Moment des Schweigens sagte Vev: »Ich kann es noch immer nicht glauben: Mein Mann war mal Revolutionär. Das ist, als wäre der Papst früher bei den Hells Angels gewesen.«

Etwas an diesem Kommentar ärgerte Philipp. Für einen Moment sah er sich mit ihren Augen, erinnerte sich an sein Spiegelbild: die Geheimratsecken, die sich an seinen Schläfen entlangfrästen und sein braunes Haar vernichteten, der Schmerbauch, der sich mit Gemütlichkeit panzerterte, das leicht aufgequollene, gutbürgerliche Gesicht, in dem man die Jugend vergeblich suchte. Zwar hatte er mit dem Protestler von damals in etwa noch genauso viel zu tun wie mit einer Jugendliebe, mit der man mal gekuschelt hat, aber er bestand darauf, dass er sich einen Teil seiner Verwegenheit bis heute bewahrt hatte.

Im ersten Moment wollte er – mehr um sich selbst als Vev zu überzeugen – etwas erwidern wie: Na ja, sooo sehr habe ich mich nun auch wieder nicht verändert. Doch dann fiel sein Blick auf Clarissa, und er machte sich Sorgen.

»Sie ist ganz schön nahe am Wasser«, sagte er.

»Wir sind hier auf einer kleinen Insel, da lässt sich Nähe zum Wasser nicht vermeiden.«

»Aber das ist gefährlich.«

»Ist es nicht, ich habe sie die ganze Zeit über im Auge behalten.«

»Ich hole sie lieber. Ich mag es nicht, wenn sie zu weit weg ist.«

In diesem Moment wurde der Anlegesteg ausgefahren, und Timo, Leonie und Yasmin kamen von Bord.

»Hallo, ich bin Vev Nachtmann, Philipps Frau. Philipp ist dort drüben, er kommt gleich. Er passt auf, dass unsere fünfjährige Tochter nicht im zwanzig Zentimeter tiefen Wasser ertrinkt.« Sie gab Timo und Leonie, die als Erste den Steg verließen, die Hand. »Ich freue mich, euch kennenzulernen. Philipp hat mir wilde Geschichten erzählt, und ich will natürlich wissen, ob er mir einen Bären aufgebunden hat. Wir duzen uns doch, oder?«

»Klar«, sagte Timo. »Übrigens – Vev klingt schön. Wovon ist es die Abkürzung?«

»Getauft bin ich auf den entzückenden Namen Genoveva. Meine Mutter hatte im Kindbett ein Märchenbuch gelesen, Medikamente taten das Übrige – und Simalabim hieß ich Genoveva. Im reifen Alter von neun Jahren habe ich dann beschlossen, den Namen scheußlich zu finden. Vev wird mit zwei V geschrieben, gesprochen wird es vorne mit weichem und hinten mit scharfem V, also Wehf.«

»Also, ich finde den Namen Genoveva geil«, sagte Yasmin, die inzwischen als Letzte von Bord gekommen war. »Das ist gälisch, oder? Eine alte keltische Sprache. Wie der Zufall es will, habe ich als Mitbringsel für euch eine Kette mit einem keltischen Symbol in der Tasche. Nein, das ist bestimmt kein Zufall. Wir sind Seelenverwandte. Darf ich dich Genoveva nennen? Ich bin Yasmin.«

Vev lächelte und streckte ihr die Hand entgegen. »Hallo, Yasmin, ich bin Vev.«

Das kambodschanische Restaurant in der Handjerystraße verzichtete auf übertriebene Folklore. Lampions und Jadefiguren waren spärlich vorhanden und dezent verteilt über den großen Raum, der es dennoch schaffte, asiatisches Flair auszustrahlen. Die einzelnen Tische waren durch kunstvoll geschnitzte Holzgeländer optisch voneinander getrennt, die Stühle und Sessel waren aus den Rohren der Wasserhyazinthe geflochten, und der Boden war mit weichen Strohmatten ausgelegt. Blickfang war eine große Fototapete, die den dunstigen Mekong an einem Spätnachmittag zeigte, mit einer träge gleitenden Sonne, einer Dschunke und einer nostalgischen Passagierfähre auf den Wassern.

Ich fühlte mich an die Atmosphäre einer Bar im Indochina der Dreißiger und Vierziger erinnert, obwohl ich mich noch nie an einem solchen Ort befunden hatte. Das mochte auch an dem monumentalen nostalgischen Deckenventilator liegen, der die Augustschwüle milderte, sowie an den Chansons, die in gedämpfter Lautstärke die Gespräche der Gäste untermalten.

Das Publikum war gemischt: Berliner Paare, die voller Amusement die Speisekarte lasen, vier junge amerikanische Touristen mit geflächsten Haaren, drei Asiaten in Anzügen, ein älterer Herr mit Rauschebart, der dem Reisschnaps frönte. Es war später Mittwochabend, nur ein Viertel der Tische war noch besetzt.

Ich wandte mich an den Kellner. »Ich bin mir nicht sicher, ob reserviert wurde. Auf den Namen Nan?«

Der kambodschanische Kellner – ein guter Esser, wie man sehen konnte – verbeugte sich leicht und führte mich durch eine Seitentür in den kleinen Biergarten, in den gerade mal vier Tische passten. Sie waren nicht mehr besetzt, aber die Teelichter in den bunten Gläsern flackerten tapfer vor sich hin und warfen ihren dürftigen Schein auf sattgrüne Bambusstauden, die beim kleinsten Windstoß raschelten.

»Was möchten Sie trinken?«

»Ein stilles Wasser, bitte.« Ich hatte leichte Kopfschmerzen und wollte eine Tablette nehmen. »Und eine Tasse Kaffee, sehr heiß.«

Ich stellte den handtellergroßen Rekorder auf den Tisch und bereitete ihn zur Aufnahme vor. Es war zwölf nach neun. Im Grunde war es egal, um welche Uhrzeit ich nach Hause kommen würde, ich würde so oder so nicht gut einschlafen können. Ich nahm immer den ganzen Tag mit ins Bett, ein schlechtes Sandmännchen, dem sich oft der nächste Tag beigesellte. Das war dann ein Dreier der besonderen Art.

»Frau Kagel?«

»Herr Nan?«

Er nahm mir gegenüber Platz. Yim Nan war ungefähr in meinem Alter, um die vierzig, und sah weit weniger asiatisch aus, als ich es von einem Kambodschaner erwartet hätte. Er war fast ein Meter achtzig groß, seine Haut war nur leicht gebräunt wie bei einem Italiener oder Spanier, und seine Augen hatten eine beinahe europäische Form. Lediglich ein feiner exotischer Schwung verriet ihre asiatische Provenienz. Yim trug Bluejeans, ein weißes Hemd und ein legeres schwarzes Sakko. Die vollen

schwarzen Haare hatte er in den Nacken gekämmt und leicht gegelt. Mit einem asiatischen Kampfsportlehrer oder einem buddhistischen Abt – wie ich ihn mir anhand seiner Stimme vorgestellt hatte – hatte er äußerlich rein gar nichts gemeinsam, eher schon mit dem Liebhaber aus dem gleichnamigen Film.

»Ein schönes Restaurant«, sagte ich. »Exotische Bar-Atmosphäre, wirklich gelungen.«

Höflicher Smalltalk zum Einstieg eines pikanten Interviews war immer gut. Wir mussten über Leben und Tod sprechen, über brutale Gewalt, den Zufall, das Schicksal, den plötzlichen Einbruch eines schreienden Alptraums in die monotone Ruhe des Lebens.

Er schien genau zu verstehen, was ich vorhatte, und ließ sich darauf ein. »Es gibt drei kambodschanische Restaurants in Berlin, aber dieses hier gefällt mir am besten. Möchten Sie, dass ich Sie bei der Auswahl der Speisen berate?«

»Danke, aber ich habe bereits gegessen.« Das war gelogen, sah man von dem angetrockneten Rest eines Brötchens ab, aber ich brachte seit Monaten nur wenig herunter. Zu viel Stress, Geldsorgen ...

Der Kellner stellte zwei große Glaskelche, gefüllt mit einer aprikosenfarbenen Flüssigkeit, auf den Tisch.

»Das muss ein Missverständnis sein«, sagte ich. »Ich hatte einen Kaffee bestellt.«

»Ich war so frei, uns Cocktails bringen zu lassen«, sagte Yim. »Mekong Sunset. Probieren Sie mal.«

»Ich muss noch fahren.«

»Nur einen Strohhalm voll. Geben Sie sich einen Ruck.«

Da ich nicht ablehnen konnte, ohne meinen Gesprächspartner zu verstimmen, gab ich mir den geforderten Ruck.

Der Cocktail schmeckte erfrischend, nicht zu süß und nicht zu alkoholisch, genau das Richtige gegen die schwüle Berliner Augustluft.

»Sehr lecker.« Damit leitete ich zum eigentlichen Thema über. »Es fällt schwer, bei einem exotischen Cocktail in einem schönen Biergarten mit all diesen bunten Lichtern über die Blutnacht von Hiddensee zu sprechen.«

Er senkte den Blick. Seine Stimme verlor den positiven, lebensbejahenden Ausdruck. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, den Begriff nicht mehr zu benutzen? Es war ein Amoklauf.«

»Mein Fehler, ein scheußlicher Begriff. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mir ein wenig erzählen wollen über ... nun ja, über alles. Darf ich den Rekorder einschalten?«

Er nickte traurig, und ich meinte zu spüren, wie heftig sein Herz schlug.

Yim Nan hatte meine volle Sympathie. Jedes Mal, wenn ich mit Opferangehörigen sprach, sah ich meine Mutter auf dem schwarzen Ledersofa sitzen, gleich neben der geöffneten Terrassentür, von der Sonne angestrahlt. Sie trug ein sportliches pfirsichfarbenes Hemd und weiße Leggings, den Jane-Fonda-Look der Achtziger, und sie schwitzte, als käme sie gerade vom Aerobic. Weder bekam sie ein Wort heraus noch weinte sie, sondern saß einfach nur schief auf dem Sofa, die Hände zwischen den Schenkeln eingeklemmt, und wartete zwanzig Stunden am Tag darauf, dass mein Bruder gefunden wurde. Ganze vier Tage lang.

Der Mord an Benny hatte mit dem Amoklauf von Hiddensee nicht das Geringste zu tun, die Geschichten ähnelten sich noch nicht einmal. Der Amoklauf war in Teilen noch ein Rät-